

99. Mittwoch, am 13. December 1837.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Taschenbücher.

15) **Vielliebchen.** Historisch-romantisches Taschenbuch für 1838 von A. v. Tromliß. 11ter Jahrgang. Mit 8 Stahlstichen. (2½ Rthlr.)

Kein Unbefangener kann dem Verfasser des „Vielliebchens“ eine seltene Mannigfaltigkeit der Erfindung und ein ausgesprochenes Talent der Gestaltung seiner Novellenstoffe bestreiten. Es ist auch nicht dieß, was man an ihm getadelt hat; sondern seine Charakterzeichnung und eine gewisse Manier, alles auf kriegerische Empfindungen, wie sie selbst wieder nur einer bestimmten Zeitepoche angehören konnten, zurückzuführen. Der Verfasser mag allerdings zu viel in dieser beschränkten Gattung gearbeitet haben; aber, daß ihm auch andre Stylarten zugänglich, daß ihm das Reich freier Erfindung unverschlossen, daß er an anmuthiger Gestaltung noch unerschöpft, an Ideen nicht verarmt, und an mannigfaltiger Verwicklung und leichter Darstellung noch derselbe ist, wie ehemals, davon hat er in dem vor uns liegenden Bande des „Vielliebchens“ wieder einen glänzenden Beweis gegeben. Es ist uns zweifelhaft, ob Tromliß je etwas reizenderes geschrieben hat, als den „Abend im Louvre“, den wir weiterhin näher betrachten werden.

Die erste der drei Erzählungen, welche das „Vielliebchen“ darbietet: „Hedwig, Königin von Polen“, gehört jener minder lobwürdigen Gattung von Ritter-, Helden- und Liebesnovellen an, welche der Verfasser wie zu seiner Erholung und, um unsre Meinung zu sagen, in Stunden der Ermattung ohne Zahl hervorgebracht hat. Man thut ihm durchaus Unrecht, wenn man seine ganze poetische Wirksamkeit ausschließlich nach diesen Erzeugnissen zu beurtheilen unternimmt. Neben diesen schwächeren, und durch die Wiederholung reizloser gewordenen Produktionen — hat Tromliß von Zeit zu Zeit immer Gelegenheit gefunden, seine höhere Begabung in charaktervolleren Gemälden darzuthun, und zu zeigen, was seinen Kräften möglich ist, wenn er ganz frischen Geistes, gesund und aufgelegt zum Schaffen ist. Ja, vielleicht wäre nie etwas Mittelmäßiges, sondern nur Gutes aus seiner Feder hervorgegangen, wenn er sich die Zeit genommen hätte, diese Momente der Geistesfrische

und der Begabung abzuwarten, und wenn er nicht zu allen Zeiten, und auch in solchen Augenblicken produziert hätte, wo er der Ruhe bedurfte.

„Hedwig“ gehört solchen ungeeigneten Produktionsstunden an. Die Erzählung entbehrt der Neuheit, frischer Farben, prägnanten Stils, bedeutender Charaktere; doch ließt sie sich gut und unterhält selbst den, der sich im Weichen und Rührenden gefällt. Einzelne Scenen und Bilder, der Kampf zwischen Gniavos und Casimir, einzelne Gestalten, z. B. Marie Botkarcy, sind selbst in höherem poetischen Betracht, gut und glücklich, das Ganze zeugt jedoch von einer zu reichen Feder und bietet dem Gedanken wenig.

Viel selbstständiger, kräftiger, bedeutender ist schon die zweite Erzählung: „die beiden Geizigen“, ein Schwank aus den Zeiten des schwäbischen Krieges, den wir für eine der gelungensten unter den launigen Novellen des Verfassers halten, welcher, so oft er nur auf bedeutende Charaktere trifft, diese auch genügend darzustellen weiß.

Die Perle in der Novellistik aber dünkt uns in der That die Erzählung: „Ein Abend im Louvre“ zu seyn, so frisch, so kräftig, so prägnant und in allen Richtungen hin so bedeutend, daß wir uns ihrer auf's Beste erfreut, und sie mit größter Theilnahme gelesen und genossen haben. Als das Ende da war, wünschten wir wieder am Anfang zu stehen — und das ist ein Wunsch, den unter den Taschenbuch-Novellen von hunderten nicht eine uns einzugeben pflegt. Diese musterhafte Novelle verdankt ihren Werth wohl besonders den scharfen und liebenswürdigen Charakteren der Erzähler, die darin auftreten. Der Gedanke ist nämlich der, daß eine Spielpartie, bei König Heinrich IV., im Louvre versammelt, durch das Unglück, das der König im Würfelspiel hat, unterbrochen wird, und Jemand, um den verstimmten Gebieter wieder zu erheitern, vorschlägt, es solle jeder etwas Beliebiges, doch nur Wahres, aus seinem Leben erzählen. Die Männer nun, welche sich diesem Gesetze fügen, sind außer dem König, Crillon, der Herzog von Roquelaure, d'Aubigny, Bassompierre, Crequi und ein falscher Spieler, zur Zeit Günstling Heinrich IV., der Portugiese oder Piemontese Peinentel. Alle diese Männer, in der Geschichte gewichtige Namen, sind mit einer

vortrefflichen Charakteristik ausgestattet, und diese wird durch die Erzählung, die jeder aus seinem Leben giebt, glücklich verklärt. Die Ueberschriften der kleinen Erzählungen sind: die Pest, die Gelbbinde, die Taufe — in der dem Verfasser das Versehen entschlüpft, daß er den Erzähler zu Pferde aus Venedig entfliehen läßt — die Hochzeit, unter allen die geistreichste; Täuschung; die Würfel und König Heinrichs „Horoskop“. — Der Plan des Ganzen ist eben nicht neu; aber die kurzen, prägnanten, kräftigen Erzählungen selbst, sind eben so brav, als die dazwischenfallenden Gespräche voll Frische und Geist sind, und namentlich ein ganz originelles Umgangsverhältniß zwischen dem König Heinrich und seinen Helden ausprägen, das, weil es nebenher gegeben wird, doppelt anzieht, und einen Reiz von Wahrheit und Natur an sich trägt, der ganz eigenthümlich ist. Die Entlarvung Peinentels ergiebt sich ferner nebenher aus Gespräch und Erzählung, und so vereinen sich dreierlei Elemente der Novellistik, um diese vortreffliche Geschichte gewiß zu einer der duftigsten Blumen der diesjährigen Taschenbuchsliteratur zu machen. Manche von den jungen Kritikern und Beurtheilern des Verfassers, können aus dieser Erzählung lernen, was die deutsche Lesewelt noch lange erfreuen und mit Theilnahme genannt werden wird. Die Kupferstiche, welche Bielliebchen bringt, sind, was sie seyn sollen, erfreulich, ohne eben Kunstwerk zu seyn, und die schöne artistische Zugabe „Venus und Aeneas“ ist von dem Verfasser poetisch erklärt worden. So macht „Bielliebchen“ seinem Namen und seinem Verfasser Ehre. —

W. v. Lüdmann.

Paul de Kock's ausgewählte humoristische Romane, deutsch bearbeitet von Dr. Heinrich Elsner. Erster Band. Weder: Nie! noch: Immerfort! Ist der Liebe Losungswort. Stuttgart und Leipzig, Verlag von L. F. Rieger und Comp. 1837. 4 Theile. in 8.

Einen guten Klang hat der Name Paul de Kock sich nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland erworben, denn sein Humor, der aus allen Zügen der handelnden Personen uns entgegenleuchtet, ist trotz einiger Stereotypfiguren dennoch stets neu und unterhaltend, er weiß das gewöhnliche, alltägliche Leben mit seiner nüchternen Prosa von einer poetischen interessanten Seite anzugreifen und demselben ein solches Interesse abzugewinnen, uns so in die anziehendsten Situationen zu verwickeln, daß wir gezwungen sind zu verweilen und ihm in seiner Erzählung zu folgen, wenn wir uns auch vorher fest vorgenommen hätten es nicht zu thun.

Es ist wahr, seine Romane haben fast alle gleiche Tendenz, fast in allen erscheint ein sogenannter lockerer Bursche; fast in allen streift der Humor an die äußersten Grenzen der Schicklichkeit — aber dennoch finden wir in diesen scheinbar spielend hingeworfenen Erzählungen eine Masse treffender Bemerkungen und psychologischer Beobachtungen; so, daß wir hier gewissermaßen ludendo lernen. Es ist der ganzen sogenannten romantischen Schule Frankreichs ein ausgezeichnet richtiger Takt eigen, die menschlichen Charaktere in ihren feinsten Schattirungen aufzufassen, die Laster treffend zu schildern und die Schwächen so wie die Tugenden in ihr gehöriges Licht treten zu lassen. Der Schatten der Laster wird durch den geißelnden Humor so hart gezüchtigt, daß man denselben bei dem von den Tugenden ausgehenden Lichte nicht anders beurtheilen kann, denn als Folie der Tugend und ihrer Verehrer.

In diesem Roman wird vorzüglich ein gewisser Adolph, der einen so großen Grad von Gutmüthigkeit besitzt, daß er nie merkt wie er von jedem gemißbraucht wird, selbst da nicht, als er seine Geliebte bei einem tête à tête überrascht — dieser Adolph, sage ich, wird hier, nebst einem unverschämten Herrn Theodor und einem betrügerischen Schurken, der sich mit allerlei geldabwerfenden Betrügereien beschäftigt, ziemlich derb gegeißelt; so wie der adelsstolze Vater des Arthur (welchem die Hauptrolle zugetheilt ist) durch den Edelmutb seines verstoßenen guten — aber etwas leichtfertigen — Sohnes, zu Boden gedrückt, demselben — welchen er für den Liebhaber seiner jungen Frau hält — verzeiht und seine Vorurtheile einsieht. — Die Charaktere sind gut gezeichnet, und eben so wahr und treu wie diese, sind die der Frauenzimmer, unter denen Clementine (Arthurs Geliebte, aber eines Andern Frau) höchst anziehend geschildert ist, durch ihre wahre, aufrichtige Liebe und Anhänglichkeit an Arthur, durch ihr Leiden als sie ihr Mann verstoßt, und durch die Ueberraschung als sie ihrem Arthur sich wiedergegeben sieht. Julie, ein ränkevolles Geschöpf, plündert Adolph ziemlich aus, und beredet ihn — obgleich er sie in der zweideutigsten Situation mit Theodor überrascht hat — sie zu heirathen, wo sie ihm dann die Kinder zu warten besieht und den Plagegeist trefflich spielt.

Wir haben diesen Roman schon früher in einer andern Uebersetzung gelesen, und müssen gestehen, daß uns jene viel besser — oder freier — erschienen ist, während diese treuer aber eben deshalb etwas steifer gerathen ist; doch empfehlen wir diese neue Sammlung ausgewählter Romane, Allen Freunden Paul de Kock's, da sie

auch billiger ist, als die frühere. Die äußere Ausstattung ist lobenswerth.

D. L. Roman von H. C. Andersen. Aus dem Dänischen von W. G. Christiani. 2 Theile. Leipzig, bei Kummer. 1837. 8.

Es ist eine seltene Erscheinung etwas Dänisches zu bekommen, denn es scheint fast als stünde unsern Uebersetzern Frankreich und England bei Weitem näher als Dänemark — und doch ist in den meisten dänischen Romanen eine Lebensfrische und eine Kenntniß des Volkslebens entfaltet, die uns oftmals überrascht. Es ist nichts Gezwungenes, nichts Ueberspanntes in diesen Romanen, die Erzählung geht ruhig fort, der Knoten löst sich von selbst und es braucht kein deus ex machina zu erscheinen, um den geschürzten Knoten gewaltsam zu zerreißen.

Dieser Roman mit dem bescheidenen anziehenden Titel D. L. (Otto Thostrupp oder Odense Zuchtthaus [Odenseer Zuchtthaus]), führt uns das Leben der Kopenhagener Studenten, das Weben und Treiben der höchsten Stände, so wie die Betustigungen der niederen Volksmenge vor die Augen; es enthält dieser Roman die anziehendsten Schilderungen des sagenvollen Dänemarks, des dünenumlagerten Jütlands mit seinen urkräftigen, natürlich naiven Bewohnern; es wird unsern Blicken eine neue Welt eröffnet, indem das bewegliche Treiben aller Stände vor unsern Augen vorüber geführt wird.

Der Verfasser hat die Menschenbrust mit ihren Regungen, Gefühlen und Wünschen, das ganze Leben mit seinen Triebfedern und Rädern, genau beobachtet und schildert — selbst die einfachsten Gegenstände — mit einer solchen Wahrheitsliebe, daß wir gestehen müssen, derselbe sey mit einer glücklichen Beobachtungsgabe, mit einem tüchtigen Erzählungstalent versehen. Die Gebräuche, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt haben; die Sagen, die mit ihrem grauenhaften Gewande der Vorurtheile den schuldlosen Sinn der niedern Volksklassen gefesselt halten; die Treuherzigkeit derselben im Gegensatz der gebildeten aber dennoch der Vätersitte ziemlich treugebliebenen Stände, dieß Alles macht einen angenehmen Eindruck. Der Verfasser schildert mit Gefühl und Wärme sein schönes Vaterland, dem er nur dann und wann, wenn Rosalie (Thostrupps alte Haushälterin, eine Schweizerin) auf ihre liebe Schweiz zu sprechen kommt, diese vorzieht; da er hingegen den „Wetter Joachim“ nur das von Frankreich und Paris erzählten läßt, was dem Sinne des dänischen Volks weniger angenehm seyn konnte; und aus den Briefen Otto's und Wilhelm's

über Italien, dennoch das Verlangen nach dem theuern, schönen, wenn auch nicht so großartigen Dänemark hervorleuchtet.

Die Charaktere — wie die Scenerie — sind gut gehalten, und wir können genau die einzelnen Stände unterscheiden. Auch die Sprache ist gerundet und nur das eine „D, er kommt sich wohl wieder“ statt „D, er kommt wohl wieder zu sich“ ist uns aufgefallen. Die ganze Erzählung ließt sich leicht hin und spannt dennoch unsere Aufmerksamkeit so, daß man nicht eher ruhen kann, als bis das Ende erreicht ist. Die äußere Ausstattung ist, wie alles was bei Kummer erscheint, recht nett.

Der Nachtwandler. Eine Novelle von Wilhelm Angelstern. Bielefeld, bei Velhagen und Klasing. 1837. 238 S. in 8.

Seitdem Emerentius Scävola unsre Gefühle auf eine peinigende Marterbank gestreckt, und gewissermaßen alle Gelenke derselben der ersinderischsten Tortur preisgegeben hat; seitdem Justinus Kerner mit seinem Hellsehen und magnetischen Kräften, dämonische Geister in unsere Brust gebannt hat, die über uns fast allmächtig walten, seit dieser Zeit, sage ich, haben wir — abgesehen von den schauerhaften ekelerregenden neuesten Produkten der Spindlerschen Muse, wie Boa Constrictor und der König von Zion — eine ziemliche Anzahl von Schriften erhalten, wo der Mensch unter die Einflüsse der Geister — der dämonischen bösen Gewalten — der Leidenschaften — gestellt, Schritte zu thun gezwungen wird, die er nimmer thun würde, sobald der Verstand und nicht das Gefühl über ihn Obergewalt bekommen hätte. Auch dieser Roman ist Zeuge davon. Hier übt die Mondsucht eine solche Gewalt, daß man nur mit Schauern auf den armen gequälten Frithold blickt, der noch außerdem, von der Metaphysik begeistert, nur dem Gefühle — der Mystik d. i. dem in sich selbst Versinken, der innern Beschauung — sich hingiebt und so plötzlich in Liebe zur Frau seines Freundes Hildreich entbrennt, und selbige, da durch die Aehnlichkeit seines verstorbenen Kindes verlockt, Tourneville (der Schwager Frithold's) ihr Kind entführt hat, sich ganz anzueignen gedenkt, zumal da Hildreich beim Auffuchen seines geraubten Kindes vom Pferde stürzt, und sich so bedeutend verlegt, daß er wenigstens auf einige Zeit wahnsinnig wird. Aber es wird, obgleich Luise sich in die gelegte Schlinge verwickelt, dieser teuflisch angelegte Plan durch ihre Entschlossenheit und durch Weinek's (ihres Schwagers) Mithilfe zerrissen, und ihr kranker Mann ihr wiedergegeben. Frithold kann ihr Glück nicht ertragen und

stürzt, beim Nachtwandeln angerufen, von der Höhe herab und zerschmettert sich.

Außer diesen angegebenen Personen finden wir noch einen Pastor Darnhelm erwähnt, der ein Anhänger des ehemaligen Hamburgers, Pastor Göze zu seyn scheint, denn ihm ist schon Röhr und Wegscheider ein Greuel. Durch ihn veranlaßt, spielt das Gespräch oft in das Kampffeld der Theologie hinüber. Das Ganze ist — wie die äußere Ausstattung — sehr nett und anziehend, daß man, obgleich die Seelenqualen Fritholds peinigend einwirken, doch nicht eher ruhen und rasten kann, bis man die letzte Seite, wo ein von Mondsucht — erzeugtes Gedicht schließt, hinter sich hat. Es ist dieses Gedicht so eigenthümlich — wir wollen den in der Erzählung gebrauchten Ausdruck nehmen — daß wir nicht umhin können, eine Strophe daraus mitzutheilen:

Wer hat den Hahn gesetzt
Auf jenen riesigen Thurm —
Sein Kleid ist schon zerfetzt
Vom Reidhart Sturm — ?
Ich will ihn schöner kleiden
Mit Wiesennebelflor,
Mit Mondscheinfarb'ner Seiden;
Drum klimme ich empor! —

Briefe an eine Dame über die Hegelsche Philosophie. Von Dr. Karl W. E. Mager. Berlin, F. H. Morin, 1837. 80 S. in 8.

Der Verfasser, wie alle Hegelianer, hält Hegel so hoch, daß er denselben nur mit dem Namen „Heros unserer Zeit“ würdig zu nennen glaubt, und die andern Philosophen als Pygmäen ansieht, ja um seine Belesenheit im Homeros zu zeigen, sie mit dem Thersites vergleicht. Da möchten wir aber doch fragen, wem gleicht Herr Hegel? dem ränkevollen Odysseus? dem ungeschlachteten Ajax? dem prahlerischen Agamemnon? oder dem zürnenden Achilles? Wir wollen — um nicht in den gereizten Ton der Hegelianer zu verfallen — wir wollen die Entscheidung darüber nicht aussprechen. Welcher dieser Helden durch die Seelenwand'ring Herrn Hegel beglückt hat, das bleibe der Scharfsinnigkeit seiner Schule anheimgegeben.

Sollen wir über das Heftchen selbst sprechen? Wir müßten uns dann aber nicht mit Herrn Mager, sondern mit Herrn Hegel abgeben, und darüber gehört das Urtheil in streng wissenschaftliche Zeitschriften. Nur das Eine erlauben wir uns zu bemerken, daß Herr Mager einen Extract aus der Hegelschen Philosophie zusammengebracht hat, welcher, mit etwas Wasser gemischt, als Schlaftrunk einer Dame vorgelegt wird.

Einer Dame? Wie? Höre ich recht? Jawohl. Aber nicht freiwillig hat Herr Mager — Gott, wenn der Mann, der so manches hübsche im Gebiete der Mathematik geliefert hat, doch nur anders hieße — diese Briefe geschrieben, er ist dazu gezwungen worden. Ist er denn aber auch gezwungen worden, diese Briefe drucken zu lassen? war es denn nicht genug, daß er sie dieser Dame geschrieben überlieferte? Das kann ich, mein lieber Fragesteller, nicht beantworten, da ich es nicht weiß; doch möchte ich wohl behaupten, daß auch hier die *dira necessitas* über Herrn Mager ihren Einfluß geübt hat, weil die Dame — Geschriebenes nicht gern liest, und vielleicht doch gern mit im glänzenden Schweife des Kosmeten Hegel öffentlich prangen wollte. Aber dabei ist sie doch noch sehr bescheiden, denn sie will nicht einmal ihren Namen veröffentlicht wissen, und wer soll sie nun aus der Zahl der gnädigen, hochgebildeten Frauen herausfinden. Sie muß aber sehr an Nebel und Dunkel gewohnt seyn, sonst würde sie sich wohl nicht so ungeheuer zum schattigen Gebiete Hegels *τοῦ σκοτεινοτάτου φιλοσόφου* hingezogen fühlen, und da sich von allerlei Dingen und Ideen unterrichten lassen, von denen allemal unter zehn, neun „nicht in des Menschen Hirn passen.“

Aber wie, wenn nun der Titel erfunden wäre und das „an eine Dame“ bloß als Lockspeise aufgesetzt wäre? Das wäre allerdings ein Punkt, über welchen sich mancherlei sagen ließe; denn ohnstreitig will man dann durch die Frauen die Männerwelt herzulocken, wie es wohl anderswo geschieht. Aber wenn dieser Plan nur nicht zum Verderben der Hegelianer führt, denn die Frauen sind fein und wenn sie auch für sich selbst gern die Männer anlocken, so wollen und werden sie gewiß nicht bloß als Aushängewaare und Musterartikel gelten wollen, zumal da sie im Gebiete der Philosophie ihren eigenen Weg zu gehen belieben.

Doch genug von Herrn Mager, der erst ein Magier werden muß wenn er uns betäuben will, den Hegelianismus gewissermaßen als *ecclesia catholica* im eigentlichen ursprünglichen Sinne anzuerkennen, und uns überreden will, das Heil im Schooße dieser Philosophie zu erwarten. Bis zu dieser Zeit werden wir mit seiner gütigen Erlaubniß uns noch mit der altväterischen Kantischen begnügen.

Die äußere Ausstattung ist so beschaffen, wie sie einer Dame zukommt, und wie überhaupt von einem Berliner Verleger zu erwarten ist, wenn es sich um Hegel handelt.

Brutus und die Tarquinier. Historische Tragödie in vier Aufzügen von E. H. Pesth, 1837. Gustav Heckenast. 110 S. in 8.

Eine historische Tragödie zu schreiben ist leicht, wenn man es so macht wie Herr H., denn dazu gehört weiter nichts als Personen aus der Geschichte, Kenntniß des Ortes, wo die Handlung vorgehen soll und ist es etwas Antikes, einige Ueberbleibsel der Brosamen aus der Alterthumskunde, die man auf der Schute sich übel und böse eingelernt hat und um das Ganze im dichterischen Prunke einzuhüllen, nimmt man Jamben, die man als schlotternden Mantel um die magern und verzehrten historischen Personen wirft, ganz davon abgesehen, ob man ihren Charakter getroffen hat oder nicht. Das heißt eine historische Tragödie schreiben. Etwas anders ist eine historische Tragödie dichten, wozu mehr Talent gehört, als Herr H. zu haben scheint.

Hätte der Herr Verfasser nur seinen Livius bei der Hand gehabt, so würde er wohl gesehen haben, daß solch erbärmliches Zeug Brutus nimmermehr in seinem verstellten Wahnsinne zu Markte brachte, als der Herr Verfasser in seiner Nüchternheit; er hätte gesehen, daß am Leichnam der Lucretia, und von dieser selbst vor ihrer Ermordung, nimmermehr die Zungenrührigkeit alter Klatschweiber in Anspruch genommen worden ist; er hätte sich dann wohl unterrichten können, daß Brutus den Tarquinius nicht mehr vor Ardea traf; — doch, das hat der Verfasser gewußt, er wollte aber bloß noch eine Unterredung zwischen Tarquinius und Brutus stattfinden lassen, nachdem ersterer ganz pathetisch nach Shakespeares ausruft:

Gebt mir ein Pferd — ein Pferd — ein Pferd!
Hört Niemand? — Bin ich, Roma's einst'ger (will sagen ehemaliger) Herr,
Nicht eines Ohres werth, nicht eines Hufes werth?
was doch viel kräftiger ist als das mattherzige

A horse, a horse, a kingdom for a horse.

In dieser Unterredung weiß man wahrlich nicht ob man den Verfasser bedauern oder belachen soll, daß er jene Personen so auftreten und reden läßt, als hätten sie sich auf das Schimpfen eingelernt und wären recht tüchtige Maulhelden; denn wenn auch einmal aus dieser großen Wasserfluth ein erhabener Gedanke hervorragt, so wird er plötzlich durch eine Springsfluth wieder begraben.

Wir wollen unsern Lesern aus der ersten Scene ein Probestückchen von Brutus oder des Herrn H. verstellter Narrheit und Poesie mittheilen.

— — — — — Als ich in Rom
Ein Knabe saß auf mütterlicher Erde,

Und in die Höhe sah, wo manche Schwalbe
Ihr Nest sich baute, unterm Schuß des Simses,
Sah' ich gar manchmal, daß ein Sperling kam,
Die Fleißige aus ihrem Neste treibend.
Dies duldete auch manche meiner Schwalben;
Doch manche sammelte ein Schwalbenheer,
Und machte eine Mauer um den Sperling
Daß er vermauert starb am Hungertod.
Gebt mir ein Glas, trinkt auf das Wohl des Spazens!

(Sextus wundert sich über des Brutus Lust, auf das Wohl des Spaz zu trinken, und nach zwei dazwischen geworfenen Versen fährt Brutus so fort, daß man sich erst besinnen muß, wenn man einigermaßen Sinn herausbekommen will.)

Da als der Spaz heraus die Schwalbe trieb,
Da war er König in der Schwalbe Nest;
Drum trinke ich des Spazens-Königs Wohl,
Des Königs, dessen Wein zwei' unterschlug,
Des Königs, der dem Roth der Schnäbel fiel,
Der Spaz war dumm u. u.

Genug von dieser Tragödie, deren ähnliche Herr H. noch mehr schreiben mag — aber nur für sich; er behalte, wie es — gelobt sey Phöbus — jezt auch Herr Kaim thut, seine Riesenprodukte für sich, denn die übrige Welt ist ihrer gar nicht würdig. Warum will er also seine Perlen so wegwerfen. Der Druck und Papier gut, schade um das schöne Papier.

Gedichte von Adalbert Friedner. Magdeburg, bei E. Wagner und Richter. 1837. 125 S. in 8.

Diese Gedichte sind unschuldige Kinder, namentlich drehen sich die Lieder an Molly, nebst dem Prologe, der Widmung und den Sonetten um das alte — fast von allen Dichtern besungene — Leid, um Liebesweh und Trennungsschmerz. Die Lieder aus der Harzreise konnten eben so gut mit einigen wenigen Abänderungen wo anders — und vielleicht besser, gar nicht — gedichtet seyn. Den Epigrammen fehlt theils Schärfe, theils bringen sie Altes z. B. der Esel:

Der Esel trug sein Kreuz sonst meistens auf dem Rücken,
Doch kann man's jezt auch oft auf seiner Brust erblicken.

Eher mögen die Balladen etwas — ein klein wenig — Dichtkunst verrathen, obgleich auch sie manches schon oft gesungene wiederklingen lassen, und zwar nicht besser. Uns scheint der Verfasser noch ein junger Mann zu seyn, der, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, aus Liebe einige Zeit lang dichtend, dann aber, um mit den Holländern zu sprechen, nach der Naserei wieder vernünftig wird. Gott gebe, daß sein Liebesfiebertraum bald vorüber ist, denn dann bekommen wir gewiß keine gedruckten Gedichte

wieder von Herrn Adalbert Friedner, wenigstens nicht ein ganzes Buch voll; höchstens erfreut er das Wochenblatt zu Salze a. d. S. mit seiner angenehmen Gegenwart, doch ist jetzt vor der Hand das Jahr 1837 für die Saalgegend feucht genug. Das Papier ist Maschinenpapier und höchst geduldig, weshalb es denn auch um jede Seite einen Rand sich hat ausdrücken lassen, als Damm gegen das Wasser, auf welchem verschiedene Druckfunden — gewöhnlich Druckfehler genannt — herumschwimmen.

A 3 †.

Gedichte von Karl Schellhammer. Zweite, vermehrte Auflage, herausgegeben von (dessen Sohne) Hildebert Schellhorn. Halle, bei Kümmler, 1837. S. LXXVI und 294. 8.

Schwerlich dürfte einem unserer Leser die erste Auflage, ja nur der Name des Dichters, bekannt worden seyn. Dieser, arm, in einer kleinen Stadt Thüringens geboren und zum Handwerker bestimmt, hat sie, nach dem Vorworte, „auf seine Kosten, um sich für den Augenblick vor Mangel zu schützen und die Einnahme zu seiner Ausbildung als Dichter zu verwenden,“ im Jahre 1814 veranstaltet, ist aber bald darauf, erst 26 Jahr alt, verstorben. Jean Paul und Fouqué haben seinen Gedichten Aufmerksamkeit geschenkt; auch von Göthe wird dieß versichert. Ohne Zweifel hat er, wie sich aus dem vorausgeschickten, fast zu ausführlichen Lebensabriss ergibt, zu den Bedauernswerthen gehört, die, vom äußern Glück verlassen, aber mit großer Liebe und Lust, auch mit Talenten zur Poesie begabt, sich diese zum einzigen Ziele wählen; eine zu frühe Heirath hat ihm diesen Mangel an Vorsicht um so fühlbarer gemacht. Seine Biographie kann andern Kunstjüngern zur Warnung dienen, und ist in vielfacher Hinsicht nicht ohne Interesse. Ein sehr liebevoller, auf das, was zu erwägen seyn möchte, schonend hindeutender Brief von Jean Paul, und das Fragment eines ähnlichen von Fouqué, dienen ihr zur Zierde.

Die mitgetheilten, zum Theil dramatischen Bruchstücke, so wie die Gedichte selbst, zeugen von guter Anlage und sehr ernstlichem Streben, haben aber zu wenig Originalität und leiden hie und da an zu vieler Redseligkeit, als daß man für unbezweifelten Beruf des Dichters, wovon er gleichwohl fest überzeugt gewesen zu seyn scheint, stimmen könnte, als daß man ihm, auch wenn er länger gelebt, besonders in jetziger Zeit, eine belohnende Anerkennung hätte versprochen dürfen. Die Nachahmung Göthe's hat er S. 215 selbst zugestanden:

„Dir, unsterblicher Meister, ist immer der Lehrling gefolgt,
Dein erhabenes Werk hat ihn begeistert, belehrt u. s. w.“

Die ganze Sammlung ist eingetheilt in lyrische Gedichte — Balladen und Romanzen — und Elegieen und Epigramme (das Wort im griechischen Sinne genommen.) Wir haben nicht gefunden, daß der Dichter sich in einer dieser Gattungen vorzüglicher, als in den andern, bewährt, obgleich auch wenig oder gar nichts Tadel verdient.

Von der Aufnahme dieser Gedichtsammlung soll übrigens das Erscheinen eines im Nachlasse vollendet aufgefundenen Trauerspiels: „Günther XXI. von Schwarzbürg, deutscher König,“ wovon hier S. 75 ff. die Chorgesänge mitgetheilt sind, abhängen, ein Erfolg, der wegen des, die Manen des Vaters ehrenden, wie es scheint, talentvollen Sohnes, zwar zu wünschen, jedoch kaum zu erwarten seyn möchte!

Fr. Kind.

Fortsetzung.

The History of Ireland, by Thomas Moore. II. London, 1837. S. 357. in 12. (Auch Paris, Baudry.)

(S. Nr. 16. die Beurtheilung des 1sten Bandes.)

In diesem zweiten Bande des trefflichen Geschichtswerkes, dessen ersten wir bereits angezeigt haben, wird die Geschichte Irlands bis zu dem Tode des Königs Roderic O'Connor (Ende des 12ten Jahrhunderts) fortgeführt. Wir finden den hochbegabten Verfasser mit gleicher Emsigkeit, mit gleichem Quellenstudium und gleicher historischen Unparteilichkeit, sowie mit gleicher Liebe beschäftigt, Licht über sein in so vieler Hinsicht interessantes und noch wenig gekanntes Vaterland zu verbreiten, und überzeugen uns immer mehr, welches Verdienst er sich um dasselbe erwirbt, und wie sehr dieses Werk, in so vieler Beziehung ein schönes Vorbild, auch durch Kürze und Würde des Ausdrucks nicht weniger als durch kernige Sprache lange vorleuchten wird.

Wir werden uns natürlich beschränken, nur die Hauptumrisse des reichhaltigen Bandes zu geben, dem ein dritter, schließender, folgen soll.

Das funfzehnte Kapitel beginnt mit der Invasion der Dänen (Jahr 787), dem Verkehr der Irländer mit den nordischen Völkern, der zunehmenden Macht des Thrones der Könige von Munster, eines der mächtigern unter den zahlreichen kleinen, der muthmaßlichen Verbindung der irländischen Könige mit Karl dem Großen, die nicht nur aus seinem von Eginhart geschriebenen Leben, sondern auch, seltsam genug, aus einer zu Versailles gefundenen Tapete erhellt, auf welcher der König von Irland in einem Kreise von Fürsten zu sehen ist, die alle mit Karl in Freundschaft gelebt haben.

Gegen das Jahr 815 (16tes Kapitel) landete der

norwegische Häuptling Turgesius, und übte über 30 Jahre lang die grausamste Tirannei und Verfolgung aus; dagegen wurden die Dänen 826—7 von Lethlobar und Garbry zurückgetrieben, und durch den Tod des Turgesius (844) ihre Macht so bedeutend geschwächt, daß sie nie wieder ihre frühere Stärke erlangten. Die Siege der Irländer müssen in der That groß gewesen seyn, denn sie veranlaßten ihren König Melachlin durch Gesandte bei dem französischen Hofe die Erlaubniß nachzusuchen, seine, wegen der erlangten Befreiung gelobte Pilgerreise nach der heiligen Stadt, durch Frankreich nehmen zu können. Neue Landungen jedoch der Dänen, besonders der drei norwegischen Häuptlinge Anlaf, Ivar und Sitric, im Jahre 853 vereitelten sein frommes Vorhaben. Cloth Finliath folgte ihm 863. Der Verfasser giebt jetzt einen Rückblick (17tes Kapitel) auf die Geschichte der Scoten in Nordbritannien bis zum Jahre 843, wo Keneth Mac Alpine die Picten besiegte, wodurch Albanien und Pictland vereinigt und die Grundlage zu dem schottischen Königreiche gelegt wurde. Interessant ist die Skizze des Königs und Bischofs von Cashel, Cormac Mac Culinan, welcher in der großen Schlacht von Moylena 908 getödtet worden.

Im 18ten Kapitel erhalten wir eine Uebersicht des Zustandes der Gelehrsamkeit und der Literatur der Irländer im 9ten Jahrhundert. Aengus, der gelehrte Hagiolog, starb zu Anfang dieses Jahrhunderts; Maolmura, Fothhadh, Flann Mac Lonan, Dichter, der erwähnte König von Munster, Cormac, Dichter und Geschichtsschreiber. Das 19te, 20 und 21ste Kapitel verbreitet sich über die Ausdehnung und Wichtigkeit der Besitzungen der nach und nach, während vieler Jahrhunderte gelandeten Nordmänner (Northman), die fortgesetzten hartnäckigen Kriege gegen sie, in welchen sich der Roydamna, oder muthmaßliche Erbe, Murkertach ausgezeichnet, (gest. 943). Kurze Zeit nachher, 948, nahmen die Dänen zu Dublin das Christenthum an. Brian, König von Munster, siegt gegen sie zu Salchoid, 969, ebenso Malachy, 980, beide vereinigt schlagen sie wiederum im Jahre 1000. Brians ehrgeizige, kluge, kräftige Pläne und Macht erheben ihn bald zum Herrn der vielen kleinen irländischen Könige, und folglich von ganz Irland. Mit solcher vereinigten Stärke erlangte er durch die große Schlacht von Clontarf, den 23sten April 1014, (Kapitel 21) einen, das Schicksal der Dänen auf immer entscheidenden Sieg; denn wenn sie auch von Zeit zu Zeit sich wieder sammelten und gegen die eingebornen Fürsten die Waffen ergriffen, so hatte doch das denkwürdige Feld von Clontarf ihren feurigsten Muth ge-

dämpft, und da der Nachfolger Brians (er wurde während des Schlachtgetümmels ermordet), Malachy, die Verfolgung derselben energisch fortsetzte und sie keine Verstärkung erhalten konnten; so vermengten sich ihre schwachen Ueberbleibsel mit der allgemeinen Masse der Bevölkerung, und sie hörten auf, ein besonderes Volk zu bilden. Die Charakteristik Brians ist eine treffliche Skizze.

Der Zustand der Schulen im 10ten Jahrhundert, ist Stoff des 22sten Kapitels; ausgezeichnete Männer: Probus, D'Floinn, D'Artegan; auch in Frankreich, Deutschland und den Niederlanden, zeichneten sich die Klöster der Irländer oder Scoten, wie sie genannt wurden, aus.

Malachy, als Oberherr anerkannt (23stes Kapitel), besiegt den Rest der Nordmänner, 1016, welche, nachdem Godfred, König der Dubliner Dänen von Burlough entthront worden, seinen Sohn Murkertach als König erhalten (1070). Durch die häufigen ehelichen Bündnisse zwischen ihnen und den Eingebornen, wurden sie so gemischt, daß sie der Annalist Tigernach, Gall-Gedel oder Danos-Trisch nennt.

Nach dem Tode Burloughs, 1086, wurde das Königreich Munster unter seine drei Söhne getheilt, wodurch neue Feindseligkeiten, 23 Jahre lang, das unglückliche Land verwüsteten. Zu den gelehrten Männern des 11ten Jahrhunderts (Kapitel 24) gehören, die Annalisten Tigernach (Ausprache Tierna) und Dubdalethe; der Chronograph Marianus Scotus, gest. zu Mainz 1086; St. Colman, einer der Schutzheiligen Oesterreichs, zu dessen Andenken das Kloster Nödl erbaut worden; der Dichter Mac Liag; die metrischen Chronographen Flann und Gilla-Coeman. Es ist ferner nicht unbemerkenswerth, daß im Jahre 1036 zu Erfurt und Fulda Klöster für Irländer errichtet worden sind.

Nach einem Interregno von 15 Jahren erhielt Lordebvach D'Connor den irländischen Thron, 1132—3, dem 1156 Murtoogh D'Lochlin folgte, welcher 1166 in einer Schlacht blieb. Wir erwähnen noch der im Jahre 1152 zu Kells gehaltenen großen Synode, bei welcher Gelegenheit Cardinal Paparo den vier Erzbischöfen ihre Pallia überreichte, und die erste Einführung des Zehnten in Irland Statt fand, der eine immerwährende Quelle der Zwietracht wurde.

In Roberic D'Connor, dem Nachfolger D'Lochlins, sehen wir den letzten Monarch von Irland, wozu folgendes Ereigniß mächtig beitrug. Dermot Mal-Murchad, König von Munster, entthront, verhaftet und von allen verlassen, flüchtete und schiffte sich nach England ein (1168), um von Heinrich II. Hilfe zu erflehen

Wenn es auch nicht scheint, daß schon früher zwischen ihm und den englischen Monarchen eine Verbindung Statt gefunden; so ist es doch wohl bekannt, daß der letztere schon im Jahr 1155 die Erwerbung von Irland projectirte, und sich von dem Engländer Breakspear, der unter dem Namen Adrian IV. auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden war, die Erlaubniß dazu unter dem Vorwande die Irländer zu reformiren verschaffte, und gegenseitig dem Papste ein Recht und eine Jurisdiction über Irland und alle christlichen Inseln einräumte. (Kapitel 26.) Dermots Aufnahme vom Könige von England, entsprach ganz seinen Wünschen, und mit Hilfe des Grafen Pembroke und zweier anderer Abenteuerer, wurde die Einschiffung eines Hilfscorps im nächsten Frühling verabredet. Die Schwäche des Königs von Irland begünstigte die bei andern Verhältnissen gewiß verwegene Unternehmung, so, daß Wexford, Waterford und Dublin bald eingenommen wurden. (Kapitel 28.) Der König von Leinster starb gegen Ende des Jahres 1169 und Pembroke bestieg den erledigten Thron!

Der Erzbischof D'Zoole bewirkte einen Bund der irländischen Prinzen zur Befreiung des gemeinsamen Vaterlandes, doch die Unternehmung mißglückte. Heinrich selbst landete im October 1171 mit 4500 Mann zu Croch, und da die Nation mit beispielloser Muthlosigkeit und fast ohne Widerstand den Ausgang erwartete, so glich sein Zug nach Dublin eher dem Besuche eines anerkannten Fürsten in seinem eigenen Staate. Die kleinen Fürsten unterwarfen sich; Roderic schien zum letztenmale entschlossen die Unabhängigkeit der Nation retten zu wollen und stellte sich an den Ufern des Schannon mit seinen Provinzialtruppen auf: doch auch er fügte sich, die zur Empfangungnahme seiner Huldigungsacte Beauftragten zuzulassen und wegen seines Tributs zu unterhandeln. Im April 1172 verließ Heinrich das fast auf wunderbare Weise erlangte Land.

Der sechsmonatlichen anscheinenden seltenen Ruhe welche Irland genossen hatte, folgten bald neue Zwistigkeiten, welche die allgemeine Unzufriedenheit erregen mußten. (Kapitel 29.) Im Jahre 1175 wurde die erwähnte Bulle veröffentlicht und der seltsame Tractat zwischen dem König von England und dem Scheinkönig von Irland zu Windsor geschlossen, wodurch unter andern feierlich bestimmt wurde, daß die Könige von England stets oberste Lehns Herren seyn, und alle künftige Monarchen von Irland ihr Gebiet nur als Vasallen der englischen Krone inne haben sollten.

Im 30sten Kapitel sucht der Geschichtschreiber festzuhalten, wie die Besitznahme Irlands genannt werden müsse, indem sie von Giraldus bis zu Hume fälschlich Eroberung genannt wurde, und giebt dann das traurige Bild der englischen Verwaltung und der Eigenmächtigkeit der Abgeordneten.

Im Jahre 1177 versammelte Heinrich, der die Nothwendigkeit einer leitenden, unmittelbaren Hand einsah, einen Rath von Prälaten und Baronen zu Oxford, und ernannte seinen Sohn Johann zum König von Irland. Er wurde jedoch in keinem Dokument anders, als Lord of Ireland und Earl of Moreton genannt.

Im Jahr 1180 starb der Erzbischof D'Zoole, der allgemein der Vater seines Landes genannt wurde. (Kapitel 31.) Der unglückliche König Roderic wurde nun auch eine Beute ehrgeiziger Familienzwise, und selbst seine Söhne brachen in Empörung gegen ihn aus, um ihn des Thrones zu berauben, so daß er sich entschloß, das Königreich seinem ältesten Sohne Connor Manmoy zu übergeben und sein Leben in einem Kloster zu enden. Im folgenden Jahre 1185 langte der zwölfjährige Prinz Johann in Irland an; doch so unwürdig war der Empfang der Fürsten des Landes von seinen Höfingen, daß sie einen allgemeinen Aufstand verabredeten, der wirklich zur Reife kam und größtentheils zum Nachtheil der Engländer ausfiel. Heinrich sah sich daher gezwungen seinen Sohn und seine unbesonnenen Rathgeber abzurufen. (Kapitel 32.) Die Fehden unter den kleinen Fürsten und die Empörungen gegen die Engländer dauerten indes fort, und Connor Maamoy wurde 1189 ermordet, worauf der Scheinthron von Irland Cathal D'Connor zu Theil wurde. Im Jahre 1189 starb Heinrich II. und im Jahre 1198 Roderic D'Connor in seiner klösterlichen Zurückgezogenheit.

Durch die zerstörenden Ereignisse des 12ten Jahrhunderts in einen Zustand zurückgeworfen, der sich im Allgemeinen nur wenig von Barbarei entfernte, kann man nicht erwarten daß die Nationalliteratur Irlands der vorgeherrschten Verdunkelung entgangen sey, oder denkwürdige Namen zurückgelassen haben sollte. Nur Giolla Moduda, Abt von Ardbracken verdient erwähnt zu werden, wegen seines noch vorhandenen metrischen Verzeichnisses der Könige von Irland, auf welches, als eine hohe Autorität, irländische Gelehrte oft Bezug nehmen.

H. M. Melford.